

Volker Bernius

Von den ›Störungen zum Brückenbauen‹ – nach Edinburgh 2022 folgt Hamburg 2025

Erfahrungen, Assoziationen, Ideen zwischen europäischen Kongressen

Etwas vom 12. Europäischen Musiktherapiekongress im Juni 2022 in Edinburgh sollte erfahrbar werden¹. Das war ein Ziel meiner Umfrage unter den etwa 60 deutschsprachigen Referent.innen, nachdem die verantwortlichen britischen Organisatoren keine Berichterstatter akkreditieren wollten. Die Vielfalt und die ertragreichen – möglicherweise zukunftssträchtigen – Erkenntnisse sollten vor allem für diejenigen zur Verfügung stehen, die *nicht* beim Kongress in Präsenz oder digital anwesend sein konnten.

Und schließlich sollte dies auch Anregung sein für die nachfolgenden Organisator.innen, die den nächsten, den 13. Europäischen Musiktherapiekongress in Hamburg ausrichten werden – die deutsche Musiktherapie insgesamt. Eine kleine experimentelle Umfrage also, wie ein Brainstorming, kein orientierender fachjournalistischer Bericht. Denkrunde und Ideenfindung

Etwa 25 Referent.innen haben sich zurückgemeldet, ihnen sind die nachfolgenden Eindrücke zu verdanken: eine individuelle Ergebnissicherung. Manche haben ausführlicher geantwortet, manche mit vielen Ideen im Gepäck. Und manche nach einer Corona-Infektion, denn Edinburgh war – insgesamt gesehen – wohl ein Superspreader-Event, das besondere »Souvenir«, das viele von dort mit zurückbrachten, hieß »Covid 19« – samt Nachwirkungen ...

Diese Fragen hatte ich gestellt: Was war neu? Was hat Sie beeindruckt? Mit welchen Themen sollten wir uns in den deutschsprachigen Ländern mehr auseinandersetzen, welche Fehler können vermieden werden und welche Ideen und Vorschläge ergeben sich aus dem Kongress für Hamburg in fast drei Jahren?

Musiktherapeutische Zeitansagen

Die alle drei Jahre stattfindenden europäischen Musiktherapiekongresse zeigen die Entwicklung des Berufsstands. Hier werden neue Erkenntnisse vorgestellt, Forschungen präsentiert, hier wird Praxis erfahrbar gemacht. Kongresse dienen dazu, Neues kennenzulernen, bisherige Annahmen in Frage zu stellen, miteinander zu diskutieren und sich miteinander zu vernetzen. Ein Blick in

Wege für internationale Kommunikation und Kooperation

das immer noch online verfügbare Programm² zeigt die ganze Breite und die Vielfalt der heutigen Forschung und Praxis der Musiktherapie, wie sie in Vorträgen, workshops, Roundtables, Postern sichtbar wurde.



Please disturb!

Das Motto der Edinburgher Konferenz hieß: ›music therapy in progress: please disturb‹. Es wurde in vielen Präsentationen aufgegriffen und öffnete den Raum, vermeintlich gültige Wissensbestände, erreichte Standards und erarbeitete Ansätze in Frage zu stellen. Die Diskussion neuer Perspektiven und Handlungsansätze konnte dadurch verstärkt werden.

Insgesamt, so die Mehrheit der Aussagen, war es eine sehr anregende und bereichernde Tagung: Die EMTC-Konferenz habe eine Fülle an musiktherapeutischen Kompetenzen, Praxisfeldern und Forschungsansätzen gezeigt mit einem thematisch gut ausbalancierten Programm.

Hybrid – Ja!

Die Meinungen zum Thema Hybrid-Veranstaltung sind sehr differenziert. Es wird die organisatorische Meisterleistung und der vielfach doppelte Aufwand gewürdigt – trotz mancher technischen Defizite. Eine Hybrid-Veranstaltung sei mittlerweile zeitgemäß zwingend nötig, auch wenn eine Präsenz-Veranstaltung uneingeschränkt möglich sei.

Diese Argumente werden genannt:

- Eine digitale Teilnahme kann weite Reisen überflüssig machen.
- Mehr Teilhabe und Inklusion *möglich*.
- Teilnahme mit weniger finanziellen Ressourcen oder mit gesundheitlichen Einschränkungen.
- Es können mehr Personen erreicht werden.
- Eine klimafreundlichere Lösung.
- Etliche Präsentationen sind nach dem Kongress verfügbar.

Vorab aufgenommene Präsentationen werden allerdings kritisch gesehen: sie seien eher langweilig. Sie böten zwar eine gute technische Qualität und Darstellung, könnten aber die Qualität einer Live-Veranstaltung nicht erreichen. Keynote-Speaker sollten ohne Ausnahme vor Ort präsentieren. Gemischte Gruppenpräsentationen – ein Teil der Referenten in Präsenz, ein Teil zugeschaltet – seien eine gute Lösung. Karin Holzwarth (Hamburg) mahnt an, eine digitale Teilnahme

nicht als »Sozialprogramm« zu verkaufen: »Wenn eine Person jedoch aufgrund der finanziellen Hürde der Kongressgebühren ... digital teilnehmen muss, obgleich sie gerne präsent dabei gewesen wäre, ist das keine Lösung, die unter ›accessibility‹ verkauft werden kann.« Cordula Reiner-Wormit (Heidelberg) bedauert, dass wenige Personen aus osteuropäischen Ländern anwesend waren und regt an, 2025 in Hamburg die junge ukrainische MT-Community explizit einzuladen und deren Teilnahme zu ermöglichen.

Die Whova-App

Mit der sog. Whova-Kongress-App war es möglich, alle Inhalte der Konferenz digital abzurufen. Es gab kein gedrucktes Programmheft. Teilnehmer:innen konnten sich ohne Aufwand vernetzen, gezielt nach Personen suchen und unkompliziert ein Treffen vereinbaren. Es konnte das eigene Tagungsprogramm zusammengestellt werden und auch für die eigene Veranstaltung, eine Umfrage und Diskussion begonnen werden. Im Allgemeinen wird die Kongress-App sehr gelobt, aber bemängelt, dass der zeitliche Überblick dadurch etwas unübersichtlich war. Digitale Vorteile

Themen

Musiktherapie in der Pandemie

Ein Blick in das Programm zeigt, dass die Musiktherapie in der Pandemie ein internationales und variantenreiches Thema war – in Forschung und Praxis. In über 30 Präsentationen stellten Musiktherapeut:innen ihre kreativen Wege unmittelbar nach dem ersten Lockdown im März 2020 vor. Berichte über Möglichkeiten und Grenzen einer Online-Musiktherapie entstanden in ganz unterschiedlichen Praxisfeldern, z. B. in Kitas und Schulen (Südafrika, UK, Polen), für Menschen mit chronischen Schmerzen (Irland), für ältere Menschen (Kanada, Italien), Intensivstationen (Italien), in Kommunen (Serbien, USA, UK, Australien, Norwegen, Israel) bei Demenz und in Pflegeheimen (UK, Israel), auf Neugeborenenstationen (UK, Italien), im Kinderhospiz (UK). Immer wurden Chancen reflektiert: alternative Wege, interaktive mediale Erfahrungen, die Weiterentwicklung von Rollen, veränderte Beziehungsdimensionen, aber auch die Unterschiede zur Arbeit in Präsenz, neue Szenarien, ungewohnte und manchmal unbequeme Bereiche der Praxis. Es entstanden auch Projekte und Studien zur Online-Musiktherapie für Fachkräfte im Gesundheitswesen (Spanien), für Mitarbeitende und Teammitglieder (Ungarn), für nicht-klinisches Personal (USA). Auch der Online-Umgang in Ausbildung und Praktika, Vor- und Nachteile wurden reflektiert (Australien, USA). Eine internationale Umfrage aus Cambridge (UK) untersuchte die Auswirkungen der Pandemie auf den Berufsstand der Musiktherapeut:innen. Es sollte die Frage beantwortet werden: »Welche dauerhaften Auswirkungen hat COVID-19 auf den Bereich der Musiktherapie?« Ausgangspunkt war zunächst eine Identitätsfrage – systemrelevant oder nicht? Aber auch so grundlegende Fragen, wie man mit einer Maske singen oder mit Handschuhen Gitarre spielen kann. Die Pandemie, so die Autor:innen aus Cambridge, war herausfordernd mit Entwicklungen für innovative Arbeitsweisen, führte zur Anerkennung des Berufsstandes und bot Möglichkeiten zum Nachdenken über Vergangenheit und Zukunft. Covid 19 und die Zukunft der Musiktherapie

deutschsprachiges Projekt wurde präsentiert: »liebblingslied.at« – worüber auch in dieser Zeitschrift bereits berichtet wurde. Ansonsten muss es überraschen, dass eine deutsche Reflexion zur Pandemie fehlt, obwohl sicher in Deutschland ganz ähnliche Probleme wie überall entstanden waren.

Diversität

Vielfach wurde betont, dass das Thema (kulturelle) *Diversität* in vielen Beiträgen im Vordergrund stand. Darunter gehören Themenkomplexe wie intersektionale Perspektiven, Gender, Kolonialismus, Rassismus, Barrieren, Inklusion und Exklusion (auch unter Kolleg.innen), ethische Fragestellungen: Die Teilnehmer.innen waren hoch sensibilisiert für diese Themen, Diskussionen dazu waren vielfach präsent und sehr lebendig.

Beispiele:

Astrid Heine (Mödling/Wien) sieht in der Diskussion über Diversität und Inklusion einen Nachholbedarf in den deutschsprachigen Ländern.

Vor allem zum Keynote-Vortrag »Challenging representation in music therapy« von Nate Holder³ und Jamal Glynn aus Trinidad und Tobago, der in England zum Musiktherapeuten ausgebildet wurde, gab es einige bedeutsame Rückmeldungen. Die beiden Referenten sprachen über die Spannungen zwischen ihrer Herkunftskultur und der Kultur ihrer Ausbildungsländer. Jamal Glynn stellte sehr eindrücklich dar, wie es sich für ihn anfühlte, Klavier und Gitarre zu lernen. Glynn stellte die Frage, warum er – aus der Karibik stammend – diese beiden Instrumente lernen musste. Warum ist man nur dann ein »guter« Musiktherapeut, wenn man Klavier und/oder Gitarre beherrscht? Warum geht nicht Steal Drum?

Natürlich, so Heine, müssen entsprechende Institutionen des Gesundheitswesens und jede Ausbildungsstätte gewisse Voraussetzungen definieren, unter denen eine Ausbildung durchgeführt wird: »Inwieweit können und sollen jedoch auch kulturelle Aspekte berücksichtigt werden? Wenn amerikanische und europäische Ausbilder im asiatischen Raum ausbilden, werden dort nicht kulturspezifische Aspekte übergangen? Müssen wir weltweit alle die gleichen Lehrinhalte verankern oder darf wieder auch mehr auf kulturelle Eigenheiten und kulturspezifische Systeme geachtet werden?«

Verändert der Blick auf Diversität die Ausbildung?

Der Europäische Kongress habe das Bewusstsein geschärft über die kulturelle Vielfalt, die Sensibilität dafür und über die menschliche Diversität nachzudenken – auch in der Musiktherapie-Welt.

Gerhard Tucek (Krems) sieht im Thema *Diversität* eine kommende Herausforderung auch für Ausbildungen. Er plädiert dafür dieses Thema weiterhin aufzugreifen und möglichst auch aus unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten: »Wichtig wäre sicherzustellen, dass kontroverse Positionen respektvoll und wertschätzend diskutiert werden.«

Die »gelebte Erfahrung« – Impulse für Reflexion

In einem Roundtable von fünf Kolleginnen aus Australien und Neuseeland wurde die Frage des Umgangs von Therapeut.innen mit ihren eigenen Behinderungen sehr offen thematisiert – »lived experiences«. Könnten die gelebten Erfahrungen von Musiktherapeut.innen als wichtige Ressource für den Zugang zu Patient.innen angesehen werden? Eine Musiktherapeutin mit Autismus berichtete von einer unreflektierten, ausschließenden Haltung einiger Musiktherapeutkolleg.innen, wenn es um

Inklusion auf kollegialer Ebene geht. In einer anderen Runde fragte eine Studentin warum Professor:innen der MT in Bezug auf geschlechtliche Vielfalt ausschließlich binär seien und für LGBTQ-Studierende keine Identifikationsfiguren bereit hielten ...

Aus dem englischsprachigen Raum scheinen sich hier Impulse zu ergeben mit stark selbst-/professionsreflexivem Bezug, die bislang nur rudimentär im deutschsprachigen Raum angekommen sind, so resümiert Karin Holzwarth.

Auf eine bestimmte musiktherapeutische Methode bezogen, liest sich die Frage der diversen Kulturalität in einem Abstract zu einem Vortrag von Suzannah Scott-Moncrieff (USA) in etwa so; es geht darum, wie die auch in den deutschsprachigen Ländern sehr bekannte Methode von Helen Bonny: Guided Imagery an Music (GIM) »für immer entkolonialisiert« werden kann. Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass bei GIM vor allem westliche Kunstmusik verwendet wird, »die von weißen, europäischen Männern komponiert wurde, ungeachtet der Rasse, der ethnischen Zugehörigkeit, der Kultur oder des Geschlechts der Zuhörer:innen.« Helen Bonnys vielfältigere musikalische Anfänge sowie die Versuche innerhalb der GIM-Community, Musik aus nicht europäischen Kulturen in zeitgenössische GIM-Musikprogramme einzubeziehen, würden nicht ausreichen. Die Referentin meint, es müsse ein längst überfälliger Dialog entstehen über die Frage, was es bedeutet, bei GIM »anti-oppressiv« zu sein, um zu versuchen, die ungleichen Chancen für Heilungs- und Transformationserfahrungen zu beseitigen, die durch eine Methode hervorgerufen wird, die immer noch ein bestimmtes Musikgenre für *alle* Menschen propagiert, was allein eine Verbesserung erreichen kann. Ziel sei es, die Verwendung der eigenen Musik einer Person in den Mittelpunkt zu stellen.

Verschiedene Kulturen
am Beispiel GIM

Eckhard Weymann (Hamburg) erinnert an das im Vortrag genannte Zitat von Burke Stanton: »Die westliche klassische Musik ist eine ethnische Musik ... warum genießt eine ethnische Musik das Privileg der sogenannten Universalität?« Sein Wunsch: Die Aspekte der Ausgrenzung, der Minderheiten, der Diversität und des Kolonialismus sollten auch eine besondere Aufmerksamkeit bei der nächsten Konferenz in Hamburg erhalten.

Pädagogische Settings

Please disturb! Please disturb! Please disturb! *Please disturb!* Dieses Motto funktionierte auch beim Themenfeld »Musiktherapie in pädagogischen Settings«. Mit mehreren Vorträgen und Diskussionen war es sehr präsent, sogar mit einer eigenen Preconference⁴ u. a. organisiert von Anne-Katrin Jordan und Karin Holzwarth (beide Hamburg).

Die deutschen Kolleg:innen bezeichnen den internationalen Austausch darüber als sehr wertvoll, weil jahrzehntelange Erfahrungen mit viel Expertise sichtbar wurde, betont Cordula Reiner-Wormit. Highlight war eine interaktive, sehr lebendige und gut besuchte Fish-Bowl als Veranstaltungsformat mit fast 20 Kolleg:innen aus dreizehn Ländern. Karin Holzwarth postuliert, dass der Musiktherapie in pädagogischen Settings künftig deutlich mehr Bedeutung in Deutschland zukommen sollte »auch mit dem Blick auf die Versorgungsforschung, vor allem aufgrund der eklatanten, postpandemisch nochmals verstärkten psychotherapeutischen Unterversorgung insbesondere von Kindern und Jugendlichen.« Und zwar seien hier nicht ausschließlich die Bereiche Prävention oder Rehabilitation zu sehen, sondern auch die *Therapie*. Für die deutschsprachige Musiktherapie ist interessant, so An-

Gesundheitsförderung,
Prävention und Therapie

dreas Wöfl (München), »welch hohen Stellenwert die Arbeit im Bereich der Gesundheitsvorsorge in manchen europäischen Ländern einnimmt und wie selbstverständlich Ansätze der Community Music Therapy in die musiktherapeutische Community integriert sind.« Hier gebe es eine breitere gesellschaftliche Verantwortung und damit eine bessere Grundstruktur mit mehr Ressourcen für die aktive Arbeit von Musiktherapeut:innen. In Deutschland wolle man sich jetzt mehr miteinander vernetzen und in Bezug auf dieses Thema aufeinander abstimmen. Wöfl sieht erfreuliche Entwicklungen in der deutschsprachigen Musiktherapie, den Bereich Prävention und Gesundheitsvorsorge verstärkt zu vertreten und dort auch entwicklungspsychologisch fundierte und tiefenpsychologisch orientierte Ansätze anzuwenden.

Die Forschung-Praxis-Lücke

Präsentation neuer Forschungen sind Standard bei Kongressen jeder Art, sie stehen im Vordergrund. Das betrifft die Grundlagen, die Theorien, Methoden, Praxisfelder und vieles mehr. Zu fragen ist: Wie ist das Verhältnis zwischen Forschung und Praxis und warum gibt es die Lücke dazwischen? Einige, auch unterschiedliche, Wahrnehmungen dazu; teilweise versehen mit Anregungen für den nächsten Kongress 2025 in Hamburg:

Für Carina Petrowitz (Würzburg) hat das Thema Forschung eine grundsätzliche Problematik, hier gäbe es einen Mangel im deutschsprachigen Raum: »Verschiedene Forschungsvorhaben und Ideen weiter voranzutreiben und mutig in Angriff zu nehmen, scheint mir für Deutschland im internationalen Vergleich noch verhalten.«

Ideen für Hamburg 2025 Alexander Wormit (Heidelberg) beklagt die Lücke zwischen Praxis und Forschung. Edinburgh habe gezeigt, dass sich Forschung in der Musiktherapie immer mehr an der musiktherapeutischen Praxis orientiert. Die Lücke sei bedingt durch Unwissenheit und fehlendes Interesse der Praktiker. Um diesen »Gap« zu schließen, schlägt er für Hamburg vor »einen Tag komplett der Forschung und ihrer bedeutsamen Implikationen für die musiktherapeutische Praxis zu widmen.« Gerhard Tucek schließt sich diesem Thema an: »Stichworte sind Praxisforschung, Forschung in Real-World-Settings.«

Brücken für die Praxisforschung und zwischen den Disziplinen Dafür plädiert auch Hannah Riedl (Wien) mit dem Stichwort »BRIDGING the Gap«, in dem sie das Motto des Hamburger Kongresses »Bridges« aufgreift: »Ich würde mir wünschen, dass sich Praktiker:innen dezidiert eingeladen fühlen, aus der Praxis und aus ihrem Erfahrungsschatz auf Kongressen zu berichten (ich denke an das geglückte Format »Symposium« bei EMTC 2019 in Aalborg) und die Diskussion zwischen Forschenden und Praktiker:innen zu stärken. Ich phantasiere: Ein Format zu einem Thema/einer Diagnosegruppe o. a., in dem eine Person aus der Praxis berichtet und offene/ungeklärte Fragen formuliert und eine andere Person stellt den aktuellen Stand der Musiktherapie-Forschung dazu vor. Oder auch die Trias Theorie – Praxis – Forschung verbinden, vertreten durch drei Personen zu einem Thema/einer Diagnosegruppe. Zu welchen (Forschungs-) BRIDGES würde das wohl führen?«

Riedl möchte darüber hinaus die Interdisziplinarität in musiktherapeutischen Forschungsprojekten genauer erkunden, da Musiktherapie-Forschende ja immer wieder das Gefühl haben

»zwischen den Stühlen zu sitzen«: »Wie funktionieren die BRIDGES zwischen den Disziplinen und wo sind Disziplinunterschiede auch nicht ggf. zu überbrücken?« Astrid Heine (Wien) stellt für die Forschung fest, dass »mehr auf interaktive, therapeutische Prozesse in der Musiktherapie fokussiert wird. Studien beziehen wieder mehr die Perspektive der Patient.innen und Therapeut.innen mit ein und blicken auf jene Prozesse, die zu den Veränderungen führen. Neue, technische Entwicklungen erleichtern und ermöglichen auch immer mehr den Einsatz von physiologischen und neurowissenschaftlichen Messmethoden, wie etwa EKG und EEG, um diese intra- und intersubjektiven Prozesse in der Praxis (d. h. nicht nur im Forschungslabor) darzustellen. Ergebnisse dazu wurden noch nicht viele präsentiert, aber mehrere Designs, die diese Methoden enthalten. Der Frage, was denn in der Musiktherapie nun genau passiert, lohnt es sich sicher weiter nachzugehen.«

Der Blick auf musiktherapeutische Interventionen

Silke Reimer (Berlin) bestätigt: »Während sonst der Outcome auf Patientenseite sehr detailliert untersucht wurde, andererseits aber viel von der Wirkung von ›Musik‹ oder ›Musiktherapie‹ gesprochen wurde, wurden diesmal oft doch detaillierter musiktherapeutische Interventionen beschrieben.« Die Frage, wie und mit welchem Ziel musiktherapeutische Interventionen gestaltet werden, sei wichtig für Forschung und Lehre bis hin zur Kommunikation mit Angehörigen und KollegInnen.

In vielen Forschungsdesigns würde die angewandte Praxis ausgebildet, beispielsweise im Bereich der Neurorehabilitation, stellt Andreas Wöfl fest: »Ein gutes Zusammenwirken von Praxis und Forschung.« In diesem Zusammenhang lobt Wöfl die Europäische Musiktherapie-Vereinigung EMTC. In einem EMTC Research Action Team wurde und wird die musiktherapeutische Forschung der letzten 15 Jahre europaweit systematisch erfasst und für künftige Forschungsprojekte als Datenbank⁵ zur Verfügung gestellt. Diese Gruppe sammelt Forschungsarbeiten vom PhD-Level an und gab bei einem Round Table einen lebendigen Einblick in ihre aufwändige Recherchearbeit (mit bislang 172 gesammelten Studien). Auch stellte die Gruppe erste deskriptive Auswertungen nach Ländern, Sprachen, Anwendungsfeldern, Methoden vor. Nach Ansicht von Dorothee von Moreau (Hamburg) ist das eine »wahre Fundgrube für Promovierende und Forschende, aber auch für Berufspolitik und Praxis. Auch das eine nie endende Arbeit und wichtig für die Anerkennung der Musiktherapie in Deutschland.«

Neu: Europäische Datenbank für systematische Forschungsdokumentation

Bettina Eichmanns erwähnt Forschungsprojekte, die sehr praxisnah dargestellt wurden: Die Präsentation »Multimodal music therapy assessment protocol. Contributions to individualized treatment plans for patients with functional neurologic disorders (FND)«

Ein Beispiel aus Finnland

von Mikaela Leandertz und Esa Ala-Ruona (Helsinki). Hier geht es um funktionelle neurologische Störungen und den Einsatz von psychotherapeutisch orientierter vibroakustischer Behandlung und multimodaler Musiktherapie mit dem Ziel, ein klinisches Modell für Patienten mit FND zu entwickeln: »Auch wer nicht mit dieser Patient.innengruppe arbeitet, wird von den Kolleg.innen an der Schnittstelle zwischen psychologischen und neurologischen Aspekten viele Ansatzpunkte für realisierbare assessments finden, deren Ergebnis in einen Behandlungsplan einfließen können.« Die evaluierte Intervention wurde genau beschrieben. Die finnische Studie ist in der ersten Ausgabe 2021 (13. Jahrg.) des Journals Music and Medicine nachlesbar: DOI: <https://doi.org/10.47513/mmd.v13i1.754>.

Auch das Thema Assessment spielte in Edinburgh in mehreren Vorträgen eine Rolle – in Deutschland ist das Thema nur bei sehr wenigen angekommen. Im Blog bei musiktherapie.de ist seit September 2022 eine Darstellung von Gustavo Schulz Gattino (Aalborg) zu finden, auch auf seiner website hat er viele Ressourcen zur Verfügung gestellt, samt Powerpoint seines Vortrags.⁶

Demenz

Über 20 Beiträge, die sich mit dem weiten Themenumfeld »Demenz« beschäftigen, waren in Edinburgh angeboten. Unter anderem auch Informationen über die auch in Deutschland durchgeführte internationale Studien »Homeside«⁷ (Prof. Wosch, Würzburg) und MIDDLE⁸. Sowie über das Heidelberger Nachfolgeprojekt 360 Grad (Prof. Wormit), bei dem es um Gruppen in Seniorenzentren geht und um das Karlsruher Projekt: »Musik beseelt« (Einzeltherapien) von Elsa Campbell. Alle deutschen Demenzprojekte werden in ein Demenzforschungsnetzwerk münden, das in Edinburgh auch als Poster vorgestellt wurde.

Eine Studie aus Südafrika von Kate Farquharson (Kapstadt) soll hier kurz vorgestellt werden: »Neurophysiological activity during MT with individuals with dementia«

»Extrem anschaulich, ohne die nötigen Details zum Setting oder die Reflexion zu vernachlässigen«, so beschreibt es Bettina Eichmanns: »Verständlich stellte sie die Ergebnisse ihrer mit überschaubarem Aufwand, aber technisch durchaus anspruchsvoll durchgeführten Studie vor. Ein Fazit von ihr: »Die Beobachtung der Sessions ergab mehr Aufschluss« für die klinische Praxis als die Analyse der quantitativen (Herzratenvariabilität und Atemfrequenz) und bildgebenden (EEG) Messungen. Sie erklärte das überraschende Verhalten des Default Mode Networks (DMN, deutsch: Ruhezustandsnetzwerk) während der Therapiesitzungen.«

Ausbildungen

Carina Petrowitz verweist auf ein Roundtable dreier dänischer Dozent.innen der Universität Aalborg zum Thema der musiktherapeutischen Ausbildung. Julie Bøtker, Gustavo Gattino, Jens Anderson-Ingstrup sprachen vor allem über die Entwicklung der musikalischen Fähigkeiten in

Ausbildung und beruflicher Alltag – Gegensätze? der Ausbildung und stellten ein gut durchdachtes Konzept vor mit dem Fokus auf persönliche Stärken und Kompetenzen der Studierenden. Daraus ergab sich ihr Blick auf den Studien- und Ausbildungsstandort Deutschland und die Frage: »Mit welcher Haltung bereitet die Ausbildung an deutschen Hochschulen Musiktherapeut.innen gut auf den beruflichen Alltag vor? Beziehungsweise: was kann verbessert werden?« Das Thema »Ausbildungen« ist auch verknüpft mit dem Thema der Diversität (siehe dort).

Dorothee von Moreau zitiert den Round Table zur Musiktherapieausbildung in Europa. Die EMTC hatte in den letzten Jahren eine sehr detaillierte Umfrage erstellt zu Ausbildungsinhalten und Mindeststandards. Im Round Table mit sieben Vertretern aus europäischen Ländern wurden einige Ergebnisse vorgestellt. Was hier entstand, so Dorothee von Moreau, ist nicht nur eine umfangreiche Sammlung von Ausbildungstopics, sondern »liefert eine genaue Beschreibung der damit verbundenen Kompetenzen; ein umfassendes Bild zu »Minimalstandards« europäischer Musiktherapieausbildung – quer über alle europäischen akademischen Studiengänge und nicht-akademischen/

privatrechtlichen Trainingsprogramme/Ausbildungen. Vielleicht entsteht daraus ein Kompetenzprofil für europäische Musiktherapeut:innen, was mit der AMTA verglichen werden könnte?« Moreau sieht die Minimalstandards, deren Ergebnisse im Oktober 2022⁹ veröffentlicht werden sollen, auch bedeutsam für Ausbildungsrichtlinien als Vorlage für Akkreditierungen von Studien-/Ausbildungsgängen oder als Vorlage für ein Berufsgesetz (Ausbildungsgesetz) sowie eine Grundlage für Student Mobility in Europa. Moreau plädiert dafür, dieses Thema weiter zu verfolgen. Auf der Website der EMTC sind bereits alle europäischen Ausbildungsprogramme abrufbar.¹⁰

Minimalstandards für
Ausbildungen in Europa

Ausblick auf Hamburg 2025 – ein Ideenpool

Bisher sind in den einzelnen Referenten-Ergebnissen zum Kongress schon viele Vorschläge für den nächsten Kongress in Hamburg genannt. Im letzten Teil dieses zusammenfassenden Berichts werden weitere Themen aufgeführt zur Frage: Was sollte aus Ihrer Sicht in Hamburg Ende Juli 2025 beachtet und berücksichtigt werden?

Organisation

Zunächst sind einige kritische Punkte organisatorischer Art angemerkt worden mit dem Hinweis, dass diese vermieden werden könnten. Dazu gehören zum Beispiel:

- Angemessene Räumlichkeiten für alle Teilnehmer:innen fehlten. Opening Ceremony und Keynotes (bei denen alle Teilnehmer potentiell zusammenkommen können) waren inhaltlich schwach und nicht gut organisiert.
- Kritisiert wurde, dass das »musikalisch-kreative Rahmenprogramm« nicht ausreichend dokumentiert wurde –, und die Kreativräume zu abgelegen waren (space to play und space to create). Angemahnt werden auch gemütliche Sitzgelegenheiten für die Kommunikation zwischendurch, für Vernetzungsmöglichkeiten und Rückzugsorte.
- Das Essen wurde als wenig anregend empfunden, eher ungesund, darüberhinaus habe es zu viel Müll gegeben – auf beides sollte in Hamburg 2025 besonders geachtet werden.
- Zur äußeren Form des Programms wurde angemerkt, dass die Titel der Vorträge kürzer und präziser sein sollten – um eine bessere eigene Planung zu ermöglichen. Eine größere Einheitlichkeit in den Titeln (mit maximal zwei keywords) sei überschaubarer. Ein Programm mit 11 parallelen Vorträgen über vier Tage sei schwer zu planen – die Vielzahl könne auch überfordern. Hier sei eine ordnende äußerliche Struktur hilfreich, z. B. eine Ordnung nach Themenbereichen oder nach klinischen Zielgruppen – jeweils farblich anders markiert.

Covid 19

Beim Thema »Umgang mit Corona« wurde bemängelt, dass dies »kein explizites Thema« gewesen sei. Es sollte, falls es in zweieinhalb Jahren noch aktuell sei, nicht einfach ignoriert werden. Mehr Schutz für die Teilnehmenden wurde angemahnt. Was zunächst als erleichtert angesehen wurde, müsse man im Nachhinein aufgrund der Vielzahl der entstandenen Infektionen bei Teilnehmenden hinterher anders betrachten: »Ich fände eine PCR Testung vor Beginn sowie regelmäßige Antigen-Tests vor Ort sinnvoll, um einen derart großen Cluster, wie er in Edinburgh entstanden ist, zu verhindern.« (M. Goditsch)

Potentielle Inhalte – eine Denkrunde

Zu inhaltlichen Themen, die in Hamburg 2025 eine Rolle spielen sollten, nennen die deutschsprachigen Referent.innen wichtige Impulse und Fragestellungen.

Mehrfach wurde aufgeführt, dass der klinischen Praxis und der Arbeit mit Patient.innen mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden sollte. Bettina Eichmanns fragt: »Was funktioniert, was nicht?

Partizipation ermöglichen Bei Instrumentenwahl, Methodik, Dauer und Abschluss von Interventionen, der Arbeit mit Gruppen ...«. Sie regt an, die Nähe zu Patient.innen herzustellen und dass im Idealfall Patient.innen auch zu Wort kommen sollten. Zumindest sollte bei Präsentationen als Standard immer auch ein »Fazit für die Praxis« vorgesehen werden.

Die »Besonderheiten der deutschsprachigen Musiktherapie hervorzuheben« ist das Interesse von Andreas Wöfl (München). Ziel könne es sein, die deutschsprachige Musiktherapie internationaler bekannter zu machen. Das betrifft unter anderem deutschsprachige Varianten in der theoretischen Fundierung der musiktherapeutischen Arbeit (z. B. Psychoanalyse, humanistische, systemische, verhaltenstherapeutische, heilpädagogische Ansätze, regulative MT ...), Auswirkung auf die Arbeit in den verschiedenen Praxisfeldern sowie die deutschsprachige musiktherapeutische Forschung.

Deutschsprachige Musiktherapie betonen

Als eine der Besonderheiten sieht Wöfl die Musiktherapie mit traumatisierten Menschen vor allem vor dem Hintergrund der deutschen Geschichte und den aktuellen Krisen.

Dass sich das Gastgeberland präsentiert, empfiehlt Mary Laqua (Holzkirchen). Das musiktherapeutische Profil soll zum Beispiel in den Keynote-Themen und in der Auswahl der Referent.innen deutlich werden. Außerdem sollten die Print- und digitalen Posterpräsentationen von den Autorinnen und Autoren selbst erklärt werden, so dass ein Dialog entstehen kann.

Douglas Keith (Heidelberg) orientiert sich mit seinen Vorschlägen für den nächsten Kongress an »postkolonialen Themen«, die in Edinburgh vermehrt hinterfragt wurden (siehe Thema Diversität): Machtverhältnisse aus der Kolonialzeit – besonders vor dem Hintergrund der britischen Kolonialgeschichte. Auch für den deutschsprachigen Raum sieht Keith hier künftige Diskussionen entstehen vor dem Hintergrund der jüngeren Geschichte der Migration. Auf ein neues Thema macht Keith aufmerksam: Disability studies/Krankheitsbegriff. Er sieht hier »einen wichtigen emanzipatorischen Ansatz, der auch mit dem (relativ) neuen Framing von Autismus zusammenhängt«. Bei Wikipedia heißt es zum Thema: »Grundlage des interdisziplinären Forschungsgebiets *Disability Studies* ist die Annahme, dass Behinderung nicht mit medizinisch diagnostizierbaren Beeinträchtigungen gleichgesetzt werden kann, sondern vornehmlich aus gesellschaftlich konstruierten Barrieren hervorgehe [...] Behinderte Menschen sind danach in erster Linie Angehörige einer unterdrückten Minderheit. Diskriminierung und Behindertenfeindlichkeit sind die wesentlichen Probleme, die mit einer Behinderung einhergehen.« Douglas Keith:

Öffentliche Gesundheitspolitik – Neue Diskussionen: »Krank und Gesund«?

»Ich merke, wie sehr wir hier noch an Begriffen wie ›krank‹ und ›gesund‹ hängen. Autisten teilen uns mit, dass viele von ihnen sich als Kultur bzw. neurodiverse Menschen begreifen, nicht als behindert oder gar krank. Sind diese Impulse in der Musiktherapie-Szene hier angekommen?« Auch beim Thema »Wissenschaftstheorie« stellt sich für ihn die Frage, wie sich Musiktherapeut.innen mit Subthemen »interpretivist research« und anderen Erkenntnistheorien auseinandersetzen.

Gesellschafts- und berufspolitische Themen sollten einen bedeutenden Platz beim nächsten Kongress 2025 finden, meint Hannah Riedl. Dazu gehörten auch Themen »wie (Gesundheits-)Ökonomie, der Umgang und die Relevanz von Leitlinien in den unterschiedlichen Ländern (Pros/Cons) sowie dezidierte EMTC-Themen wie die Entwicklung von Studiengängen/Berufsentwicklungen hier und dort in Europa.« Auch historische Themen seien bei Kongressen relevant, »um eine BRIDGE in die Vergangenheit zu bauen, damit man weiß, auf welchen Fundamenten wir heute stehen und die Zukunft gestalten.« Manuel Goditsch (Wien) sieht beim Thema ›Musiktherapie jenseits des klassischen Settings‹ potentielle politische Aufgabenbereiche/Themenfelder der Musiktherapie: Gerade in einer Zeit der gesellschaftlichen, durch den Kapitalismus befeuerten, Steigerungslogik (H. Rosa), der Teuerungen auf vielen Ebenen sowie den dramatischen gesellschaftlichen Krisen unserer Zeit, kommen präventiven sowie therapeutischen Disziplinen ja auch Verantwortungen zu.«

Verantwortung der Musiktherapie in der Gesellschaft

Wien 2016, Aalborg 2019, Edinburgh 2022 – Europäische Musiktherapiekongresse sind englischsprachig. In welcher Sprache, in welchen Sprachen sollte der europäische Musiktherapie-Kongress in Hamburg 2025 angeboten werden? Das angepeilte Motto »Bridges‹ scheint die Frage schon zu beantworten ... Die Deutsch-Amerikanerin Mary Laqua plädiert für einen mehrsprachigen Kongress.

Mehrsprachiger Kongress?

Die besondere »Sprachfrage« problematisiert Hannah Riedl in einem anderen Zusammenhang – auf Theorie und Forschung der Musiktherapie bezogen: »Vieles ist in sprachspezifischen Kontexten bekannt, etabliert und es gibt einen großen Wissenspool, der jedoch nicht weiter bekannt ist als bis zur eigenen Sprachgrenze.« Das bedeutet, dass etliches Wissen, das es (nur) in Deutsch gibt, international nicht zugänglich ist und deshalb auch nicht wahrgenommen wird: »Manchmal kommt es mir vor, als gäbe es etliche ›Parallelwelten‹ in der Musiktherapie europa- und weltweit.«

Englisch sei – völlig ok – die Hauptsprache in der Wissenschaft. Riedl macht mit ihrer Grundfrage auch einige Vorschläge: »Aber welche Strategien gibt es darüber hinaus, Wissenstransfers zwischen den Sprachen zu schaffen? Wer fühlt sich dafür (mit-)verantwortlich: Ausbildungseinrichtungen (z. B. durch das Angebot von Unterrichtsfächern auf Englisch, um sich hier Know-How anzueignen und am englischsprachigen Forschungsdiskurs teilnehmen zu können), Forschungseinrichtungen (Durchführung von Übersetzungen von Fragebogen, Literatur etc.), Redaktionen von Zeitschriften (z. B. Einführung von ›Vernetzungs‹-Rubrik, die Titel oder auch Abstracts übersetzt wiedergeben, aber wo fängt man hier an, wo hört man auf ...?!), Buchverlage (wie ist das Interesse an Übersetzungswerken)? Besonders theoretische Arbeiten werden nach wie vor häufig in Büchern publiziert und nicht in Zeitschriften und sind daher nicht durch englischsprachige Abstracts in Datenbanken so einfach zu finden. Wie können diese sprachlichen BRIDGES in einer globalisierten Welt gezielt gefördert werden?« Ob für solche Themen ein Diskurs in Hamburg 2025 entstehen kann?

Wissenstransfer zwischen den Sprachen

Einen Schlusspunkt zu möglichen Themen, Wünschen für den Bridges-Kongress in Hamburg 2025 bezogen, verorte ich bei Eric Pfeifer (Freiburg). Er ruft beim Thema sprachliche/textliche Vermittlung auf zum »Mut zur Einfachheit«.

Mut zu einer allgemein
verständlichen wissen-
schaftlichen Sprache

Die Art zu schreiben, zu formulieren, zu erklären unterscheidet sich im anglo-amerikanischen Raum sehr vom deutschsprachigen Habitus. Im Anglo-amerikanischen werde es begrüßt, wenn komplexe Sachverhalte in allgemeinverständlicher Weise erläutert werden. Das gelte auch für Publikationen in den unterschiedlichsten Organen: »Im deutschsprachigen Raum gilt leider (noch) viel zu oft: Komplexes ›muss‹ auch so verschriftlicht werden«. In der Wissenschaftssprache im deutschsprachigen Raum seien viele Fremdwörter zu finden, verschachtelte Satzstrukturen.

Ich möchte ergänzen: Häufig gelten deutschsprachige Texte als dann besonders wissenschaftlich, wenn sie »beim ersten Lesen« nicht verstanden werden. Hier ist viel Luft nach oben, was das Thema »Wissenschaftskommunikation« betrifft – auch in der Musiktherapie. Gerade, wenn im musiktherapeutischen Bereich eine Verbindung von »Forschung und Praxis« als erstrebenswertes Ziel genannt wird, sollte sich eine sprachliche Vermittlung an dem Punkt »Verständlichkeit« orientieren.

Herzlichen Dank für die Rückmeldungen zum 12. Europäischen Musiktherapiekongress an: Claudia Baijs, Thomas Bergmann, Elsa Campbell, Bettina Eichmanns, Manuel J. Goditsch, Astrid Heine, Karin Holzwarth, Anne-Katrin Jordan, Douglas Keith, Annegret Körber, Mary Laqua, Stefan Mainka, Dorothee von Moreau, Carina Petrowitz, Eric Pfeifer, Silke Reimer, Cordula Reiner-Wormit, Hannah Riedl, Sabine Rittner, Beate Roelcke, Jan Sonntag, Gitta Strehlow, Gerhard Tucek, Eckhard Weymann, Andreas Wölfl, Alexander Wormit.

- 1 Fakten wie Zahlen zu Teilnehmenden, Referierenden u. a. siehe Notizen in dieser Ausgabe
- 2 <https://www.qmu.ac.uk/media/sbngjk2x/emtc2022-book-of-abstracts-final-20220603.pdf>, Stand: September 2022
- 3 www.nateholdermusic.com
- 4 Eine Zusammenfassung mit den Ergebnissen der Preconference »Please disturb music therapy in educational settings« ist über Anne-Katrin.Jordan@medicalschooll-hamburg.de erhältlich.
- 5 <https://emtc-eu.com/research-database/>
- 6 <https://www.musiktherapie.de/blog/>; <https://vbn.aau.dk/en/persons/gustavo-schulz-gattino/publications/>
- 7 <https://ifas.fhws.de/homeside/>
- 8 <https://www.middel-project.eu/project/middel-in-germany/>
- 9 Die Ergebnisse sind auf der website der EMTC abrufbar.
- 10 <https://emtc-eu.com/training/training-programs/>



Volker Bernius, Steinbach/Ts.
volker.bernius@musiktherapie.de